

Anselm Verbeek

Ursprünge von Islam und Koran

Karl-Heinz Ohlig (Hg.):
Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen.
Verlag Hans Schöner, Berlin 2007, 666 Seiten, 68 Euro.

Joachim Gnilka:
Die Nazarener und der Koran. Eine Spurensuche.
Herder-Verlag, Freiburg 2007, 173 Seiten, 14,19 Euro.

Auch in den säkularen Wissenschaften gibt es Dogmen – nur dass sie als „Gesetze“ oder „Fakten“ bezeichnet werden. Wenn gegenteilige Befunde tief greifende Zweifel an überkommenen Gewissheiten aufkommen lassen, drohen Weltbilder zusammenzubrechen. Ein solcher Vorgang spielt sich momentan in der Islamwissenschaft ab, wo bisher die Prämissen der muslimischen Tradition eine dogmenähnlich unhinterfragte Anerkennung genossen: Quelle des Koran sind die Offen-

barungen, die Muhammad, der arabische Prophet, seit seiner Berufung im Jahr 610 empfangen und in Mekka und Medina gepredigt hat; schon zwei Jahrzehnte nach dem Tod des Propheten 632 habe eine verbindliche Fassung des Koran vorgelegen in der Sprache der Heiligen Schrift der Muslime, in lauterem Arabisch. Rudi Paret, Übersetzer der bisher maßgeblichen Koran-Version, vertrat noch 1979 die Meinung: „Wir haben keinen Grund anzunehmen, dass auch nur ein einziger Vers im ganzen Koran nicht von Mohammed selber stammen würde.“

Hartnäckige Skepsis verbreitet

Der Ansatz, mit radikal-methodischem Zweifel dem Wahrheitskern der islamischen Überlieferung näher zu kommen, ist nicht neu. Bereits in wilhelminischer Zeit hat Adolf von Harnack, Dogmen-Skeptiker der hellenistischen Christologie, vermutet, der Islam sei

„eine Umbildung der von dem gnostischen Judentum selbst schon umgebildeten jüdischen Religion auf dem Boden des Araberthums durch einen großen Propheten“. Der Islamwissenschaftler Günter Lüling kämpfte für die Anerkennung seiner These, dass der Koran „in sich einen vorislamisch-christlichen Grund- oder Urtext“ berge: Die psalmodierende Reimdichtung in volkssprachlichem Arabisch habe eine redaktionelle Umdeutung und Erweiterung erfahren, die letztlich auf den Propheten Muhammad zurückgehe. Damals, 1970, fand Lüling kein Gehör mit der radikalen Forderung, „daß die gesamte frühislamische Primärliteratur noch einmal grundsätzlich durchgearbeitet werden muß“.

Doch heute, wo der interkulturelle Dialog nötiger denn je zuvor ist, steht das vormalige Orchideenfach im Brennpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit, die auch den experimentierfreudigen Vertretern der Zunft

gilt. Endgültige Klärung im Streit um die Grundlagen des Koran, der leider oft weniger mit wissenschaftlichen Argumenten als persönlich gehässigen Unterstellungen ausgetragen wird, kann erst eine historisch-textkritische Ausgabe zeitigen: An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften entsteht eine solche Edition, ein *Corpus coranicum*, auf dessen Abschluss jedoch man sich noch lange gedulden muss – versehen mit einem wissenschaftlichen Apparat zur Überlieferung der einschlägigen Handschriften, wie ihn die klassische Philologie seit den Anfängen des Humanismus entwickelt und die Bibelwissenschaft nicht ohne Widerstreben übernommen hat. Ein letztes Rückzugsgefecht eines ängstlichen Traditionalismus war der Modernismustreit, gerade einmal hundert Jahre her.

Aktuelle Koranforschung

Zurzeit müssen sich beide Richtungen der Islamforschung damit begnügen, auf Grundlage der Kairoer Ausgabe des Koran zu arbeiten und einer Lesart zu folgen, die wohl erst die Gelehrten des großen Kalifen Harun ar-Raschid dem „rasm“ endgültig abgerungen haben: dem zweideutigen

Konsonantengerüst, den durch diakritische Punkte noch unspezifizierten Grundzeichen der arabischen Schrift. Die Leiterin des Potsdamer Koran-Projekts, Angelika Newirth, dämpft den Erwartungshorizont, dass die Koranexegese auf Basis des *Corpus coranicum* auf neue Füße gestellt werden müsse. Sie setzt auf die Zuverlässigkeit oraler Geschichte, auf die gewissenhafte Überlieferung sakraler Texte in archaischen Gesellschaften: „Mag diese erste offizielle Kodifizierung auch aufgrund der vielfach mehrdeutigen Schrift noch provisorisch gewesen sein, so wurde sie doch durch eine verlässliche mündliche Tradition abgesichert, bis die Textgestalt durch eine Orthografiereform eindeutig fixiert werden konnte.“ Eine aufklärerische Pose liegt der FU-Arabinistin fern, um Teilhabe der islamischen Welt an neuen Erkenntnissen der Koranforschung bemüht.

Anders der Saarbrücker Religionswissenschaftler Karl-Heinz Ohlig, der sich einen Namen gemacht hat, auch als katholischer Theologe heiße Themen wie die Genese der Trinität dogmatisch relativierend anzupacken. Nun hat er einen weiteren Sammelband herausgegeben, der den Ursprüngen der dritten

monotheistischen Weltreligion nachspürt: *Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen*. Im Autorenkollektiv der Neuerer ist auch Christoph Luxenberg vertreten, ein unter Pseudonym publizierender Forscher, der als christlicher Migrant aus dem Orient mit seinem Buch *Die syroaramäische Lesart des Koran* auf Anhieb weltweit für Furore sorgte, obwohl die Erstausgabe 2000 nur in einer deutschen Ausgabe vorlag. Die Ergebnisse von Luxenbergs sprachwissenschaftlicher Untersuchung rühren an die Fundamente des Koran, aber auch des frühen Christentums.

Sollte sich unter arabischen Schriftzügen tatsächlich ein christlich liturgischer Text in syroaramäischer Sprache verbergen, wäre auch das christliche Selbstverständnis betroffen: In Erinnerung würde gerufen, dass die Herausbildung und Durchsetzung der christlichen Dogmen eng verbunden waren mit der Begründung der konstantinischen Staatskirche. Und wo die Sonne kaiserlichen Wohlwollens strahlt, da ist auch Schatten: Der cäsaropapistische Basileus lässt keine abweichenden Glaubensmeinungen mehr zu, nationale Ressentiments verknüpfen

sich mit häretischem Sonderungsbewusstsein, zentrifugale Kräfte des Monophysitismus im koptischen Ägypten und im jakobitischen Syrien bilden abgesonderte Nationalkirchen am Rand der Reichskirche.

Radikale Prämisse

Karl-Heinz Ohlig hat in einem Beitrag die bereits bekannte christliche Literatur auf das Phänomen Islam als neue Religion abgeklopft. Einer seiner Gewährsmänner ist Johannes von Damaskus, der als Sohn eines engen Omaiaden-Vertrauten aus christlich-arabischer Familie am Hof der Kalifen aufgewachsen ist. Der politisch versierte, spät berufene Kirchenlehrer hat in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts die Sekte der Ismaeliten, wie er die Sonderform einer abrahamitischen Glaubensvorstellung wahrnahm, noch als hundertste Häresie des Christentums betrachtet. Aber er kannte bereits den syrischen Namen des Gründers der arabischen Sekte, Mamed, der seiner Gemeinde ein ungeordnetes Buch, Erzeugnis angeblicher Offenbarungen, hinterlassen habe. Auch Grundzüge der künftigen Weltreligion waren Johannes geläufig: ein erschaffender und ein richtender Gott, offenbart durch Prophe-

Präsentation einer deutschen Koranübersetzung auf der Frankfurter Buchmesse 2007.

© picture-alliance/dpa, Foto: Boris Roessler



ten, von denen Jesus nur ein Glied in der Kette der Gottesknechte ist, kein Gottessohn; seine jüdischen Widersacher hätten nicht den Nazarener ans Kreuz genagelt, sondern nur sein Scheinbild, weil Gott seinen geliebten Propheten in den Himmel entrückt habe.

Ergibt sich hier ein eindeutiges Bild – *religio in statu nascendi*? Ohligs Prämisse ist radikal: Muhammad sei ein christologisches Prädikat, ein messianischer Titel, der etwa „der Gepriesene, der Auserwählte“ bedeute in der Glaubenswelt einer christlich-arabischen Bewegung mit scharfem antitrinitarischen Grundzug. Erst anderthalb Jahrhunderte nach dem Tod des Propheten gemäß arabischer Tradition habe der ehemalige Titel Muhammad seinen historischen Ort gefunden,

rückdatiert und identitätsstiftend für Kultur und Religion des Islam. Nur eine einzige Koranstelle beziehe sich mit Gewissheit auf einen arabischen Propheten mit dem Namen Muhammad: Sure 33,40, wo eine Offenbarung polygame Eheverhältnisse des Propheten legitimiert. Folgerichtig kennt Ohlig keine islamische Zeitrechnung nach der Hedschra, sondern nach dem Beginn von Feldzügen des oströmischen Kaisers Herakleios gegen das sassanidische Perserreich 622: Geburtsstunde eigenständiger arabischer Herrschaft, die sich von Byzanz emanzipierte und in einer synkretistischen Kultur erst allmählich zu einer eigenen Staatsreligion heranwuchs, wie der Koran mit Wechsel der Gebetsausrichtung von

Jerusalem nach Mekka bezeugt.

Neue Ansätze

Alle Autoren des Sammelbands verbindet eine Herangehensweise, welche die islamische Überlieferung grundlegend infrage stellt. Verfolgt Christoph Luxenberg einen sprachwissenschaftlichen und Karl-Heinz Ohlig einen historisch-politischen Ansatz, versucht Volker Popp mit numismatischen Methoden Licht in die Frühzeit des Islam zu bringen: mit erstaunlichen Ergebnissen, wenn etwa Münzen, auf denen bisher die bärtigen Konterfeis der Münzherren als Kalifen identifiziert wurden, ikonografisch zum eschatologischen Jesus umgewidmet werden – mit Flammenmandorla statt Kafiya. In einem abschließenden Beitrag stellt Markus Groß die neue Hermeneutik der Koranforschung in den großen Rahmen vergleichender Sprach- und Kulturwissenschaften – eine Metaebene, die geeignet ist, erhitzte Gemüter zu besänftigen.

Auch der Nachdruck eines Aufsatzes von Ignaz Goldziher, einem Gründervater der Orientalistik, über den Einfluss persisch-theokratischer Vorstellungen auf den Islam erinnert an das wissenschaftliche Vorverständnis,

dass auch der Koran eine Entwicklungsschicht hat und die islamische Überlieferung oft hagiografisch verklärt, politisch gefärbt wurde. Schon immer hat das Abendland, ob christlich oder aufgeklärt säkularisiert, die widersprüchlichen Positionen des Koran etwa zur Gewalt in Einklang bringen können, wie sie sich im Leben Muhammads spiegeln: die Schau des Göttlichen mit dem Auge des Propheten, die Hetztiraden der Gewalttätigkeit mit dem Auge des Kriegers. Schwer, solche Gegensätze in einer Person zu vereinen und historisch in Lebensabschnitten wie Mekka oder Medina zu verorten!

Auch wenn sich die neuen Wege zur Frühgeschichte des Islam als Holzwege erweisen sollten, lässt sich jetzt schon sagen, dass sie dem etablierten Wissenschaftsbetrieb einen überfälligen Impuls gegeben haben: Hier leistet der Sammelband zum frühen Islam einen wertvollen Beitrag. Eines kann stark vermutet werden: Es werden noch mehr Gemeinsamkeiten der drei monotheistischen Religionen zum Vorschein kommen, als heute wahrgenommen werden – ein Prozess, der nicht so lange dauern muss, wie das Christentum benötigte,

um seine jüdischen Wurzeln wiederzuentdecken.

Koranische Wurzeln

Mit seinem Buch *Die Nazarener und der Koran* versetzt der Münchner Neutestamentler Joachim Gnilka seinen Leser in eine Zeitreise zu den jüdisch-christlichen Spuren im Koran und endlich zu der Wiege des Christentums selbst, der Jerusalemer Gemeinde. Es ist die unbekannte Welt der Nazarener, Anhänger judenchristlicher Häresien, denen das Gesetz „ebenso wichtig wie das Evangelium, wahrscheinlich sogar noch wichtiger“ (Gnilka) war – ungewohnt im abendländischen Christentum, wo die Gesetzeskritik Jesu und der Beginn eines Neuen Bundes betont wurden, gedeutet und verbreitet vor allem durch Paulus. Während der Apostel verkündete, dass „Beschneidung ist, was am Herzen durch den Geist, nicht durch den Buchstaben geschieht“ (Röm 2,29), hielten die Christen in jüdischer Tradition am mosaischen Gesetz fest: Beschneidungsritual, Speise- und Reinheitsvorschriften.

Joachim Gnilka hat mit seiner Fährtenlese im jüdisch-christlichen Wurzelgrund des Koran einen wertvollen Beitrag zur Versachlichung des Dia-

logs geleistet, der als „Luxenberg-Debatte“ die Orientalistik polarisiert. Der Neutestamentler ist kein Bilderstürmer, welcher der Heiligen Schrift des Islam eine neue Lesart nach dem vermuteten Urtext eines syroaramäischen christlichen Lektionars abgewinnen will, sondern bleibt beim „Koran, wie er uns überliefert wurde“. Er erinnert an Kapriolen der Leben-Jesu-Forschung des neunzehnten Jahrhunderts und tadelt die Forschungen von Christoph Luxenberg, der unter Berufung auf seine sprachwissenschaftliche Methode die Beweislast für den geschichtlichen Muhammad den Historikern zuweist. Zu viel des Skeptizismus: Kennt doch schon Johannes von Damaskus, als syrischer Christ aufgewachsen am Kalifen-Hof der Omajjaden, den syrischen Namen des Gründers einer arabischen Sekte, Mamed. Zumal bei den mekkanischen Suren ist es kaum möglich, das machtvollste Bild eines Religionsstifters zu missachten.

Zunächst befasst sich Gnilka behutsam mit der Frage, wie die Christen im islamischen Buch der Bücher erscheinen. Der Koran ist wie die Bibel kein systematisches Werk. Aber Grundlinien sind klar zu erkennen. Wenn der Koran von Christen

spricht, bezeichnet er sie mit dem arabischen Namen die „Nasara“, die Nazarener. Auch die Heiligen Bücher der „Schriftbesitzer“ können zum Heil führen: „Jene, die glauben (die Muslime), und die Juden und die Nazarener und die Sabier, alle, die an Gott und den Jüngsten Tag glauben und Gutes tun, ihnen steht bei ihrem Herrn ihr Lohn zu und sie haben nichts zu befürchten (beim Gericht)“ (S 2,62). Doch wie die beiden anderen monotheistischen Religionen beansprucht der Koran, dass Muhammad die letztgültige Offenbarung empfangen hat, weil der Prophet der Araber den Glauben des Patriarchen Abrahams an den einen Gott wiederhergestellt habe.

Wahrscheinlich in den letzten mekkanischen Jahren hat Muhammad mit seiner Gemeinde in Richtung Jerusalem gebetet – ein Brauch, der im orientalischen Christentum geübt wurde. Der Prophet verpflichtete seine Anhänger auch zum Fasten am Versöhnungstag. Erst in Medina kam es zu Bruch und Umkehrung der Gebetsrichtung nach Mekka und zur Einrichtung des Ramadan – so wenigstens will es die islamische Tradition. Den zerstrittenen Christen und Juden gibt der Koran seinen Führungsanspruch

zu verstehen: „O ihr Leute des Buches, warum streitet ihr über Abraham, wo doch die Thora und das Evangelium erst nach ihm herabgesandt wurden?“ (S 3,65).

Judenchristlicher Hintergrund

Nur am Rand streift Joachim Gnilka Stellen im Koran, wo zum Glaubenskampf nicht in ethischer, sondern martialischer Hinsicht aufgerufen wird – etwa S 8,17, wo die furchtbaren Worte stehen: „Nicht ihr habt sie getötet, sondern Gott tötete sie.“ Nach der islamischen Tradition gehörten Religion und Staat immer zusammen. Aber auch in der Geschichte Israels erscheint Gott als ein rache-durstiger oberster Kriegsherr, und selbst noch der atheistische Nationalsozialismus ließ seine Soldaten mit Gottes Segen in einen verbrecherischen Krieg ziehen. Gnilka sucht den irenischen Geist im Koran, einen kompetitiven Ökumenismus: „So lauft um die Wette zu den guten Dingen! Zu Gott kehrt ihr allesamt zurück. Da tut er euch kund, worin ihr stets uneins gewesen seid.“ (S 5,48).

Klar legt Gnilka den judenchristlichen Hintergrund dar, der den autochthonen Nährboden bereicherte, sodass Muhammad zu der Über-

zeugung gelangen konnte, er folge „der Religion Abrahams, eines Hanifen“, der im Unterschied zu den Christen dem einen Gott niemanden trinitarisch „beigesellt“ habe (S 2,135). Leitfaden ist ein Stück Begriffsgeschichte. Der Name „Nazarener“ für die Anhänger Jesu nach seinem Heimatort wird im Neuen Testament verdrängt durch die Bezeichnung „Nazoräer“, die sich von der semitischen Wortwurzel „nsr“ herleitet und jene meint, die bestimmte Regeln beobachten. Die jüngere Bezeichnung Nazoräer unterstreicht die Bedeutung des Gesetzes für die judenchristliche Gemeinde, die nach der Zerstörung Jerusalems im Mittleren Osten zerstreut wurde. Im Westen des Imperium Romanum setzte sich hingegen die Bezeichnung „Christen“ für die Anhänger Jesu durch, erstmals so genannt in Antiochia, Hochburg der gesetzeskritischen Hellenisten und Basisgemeinde des Völkerapostels Paulus.

Jesus als Messias und hervorragender, verehrungswürdiger Mensch: eine Glaubensvorstellung, die in unorthodoxen Strömungen der Nazarener (Nazoräer) oft begegnet. In den judenchristlichen Gemeinden wurde von den Evangelisten Matthäus bevorzugt,

während man die Briefe des Paulus, der als Apostat galt, ablehnte. Daneben wurden apokryphe Evangelientexte gelehrt. So verweist Joachim Gnllka auf die große Bedeutung des sogenannten Diatessaron, einer Evangelienharmonie, die Tatian der Assyrier verfasste. Der syrische Theologe hat den synoptischen Stoff kunstvoll in den Rahmen des Johannesevangeliums eingefügt, aber auch aus apokryphen Quellen geschöpft. Bereits im Diatessaron macht sich der Hang bemerkbar, die Radikalität ethischer Forderungen des Christentums abzuschwächen. Gnllka verweist auf das Verbot der Wiedervergeltung nach Mt 5,39: „Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin.“ Der Koran befindet sich in Übereinstimmung mit dem Diatessaron, wenn er sich mit der Vorschrift maßvoller Vergeltung begnügt: „Wenn ihr straft, dann straft im Maß, wie ihr gestraft worden seid!“ (S 16,126).

Fragen über Fragen

Zuletzt widmet sich Joachim Gnllka dem Felsen dom auf dem Tempelberg in Jerusalem, auf dessen inneren Arkaden sich die ältesten Textzeugnisse des Islam befinden. So die bis-

her gängige Meinung, die nun von Christoph Luxenberg nach syroaramäischer Lesart bestritten wird: Das Oktogon und die gleichzeitig entstandene Aksa-Moschee seien christliche Sakralbauten. Unstrittig ist, dass die hochbedeutende Anlage auf dem zerstörten Tempelberg von dem Kalifen Abd al Malik errichtet wurde als ein Kontrapunkt zur konstantinischen Grabeskirche, als eine Machtdemonstration der arabischen Autonomie gegenüber Byzanz, aber auch als ein Gegenpol zu Mekka. Die christologischen Aussagen der Inschrift stimmen mit dem Koran überein: „Christus Jesus, der Sohn der Maria, ist nur der Gesandte Gottes“ – und nicht sein Sohn. Luxenberg deutet die Inschrift radikal um: Mit „muhammad“ sei nicht der Prophet der Araber gemeint, sondern bedeute „der zu Lobende“, ein Prädikat Christi; das Wort „islam“ sei als „Konsens, Übereinstimmung“ zu begreifen. Joachim Gnllka erinnert an den ersten Omayyaden-Kalifen Mu'awiya, der sich 660 in Jerusalem huldigen ließ und an den heiligen Stätten christlicher Erinnerung, unter anderem Golgata, betete. Eine Geste des Dialogs, der Toleranz, wo der Koran doch gar keinen Kreuzestod kennt? Fragen über Fragen.